

Mediation und Gewalt

*Karl Kumpfmüller – Friedensforscher, Friedensstifter und Mediator
Kurzfassung eines Vortrags zum ‚Ersten Tag der Mediation‘ am
18. 6. 2014 in Graz, zusammengefasst von Frau Dr. Elvira Hauska*

Entscheidende Gewalterfahrungen begannen in meiner Kindheit. Ich wurde ab meinem zehnten Lebensjahr in einem katholischen Heim aufgezogen. Damals herrschte in diesen Einrichtungen ein hohes Maß an permanenter Gewalt durch die Erzieher. Diese war an der Tagesordnung und entsprach der allgemeinen Auffassung von Erziehung. Ich selbst wurde einmal durch einen Pater bewusstlos geschlagen – nur weil ich geschwätzt hatte. Durch diese Erlebnisse habe ich mir oft – unter Tränen – überlegt, was denn Menschen dazu bewegen mag, so grausam zu handeln, und wie das zu verhindern wäre.

Doch Gott sei Dank sind diese negativen Erlebnisse nicht die einzigen aus dieser Zeit. Es gab auch viele positive, vor allem in meiner frühen Kindheit. Ich bin in einer Familie mit sechs Kindern aufgewachsen. Hauptsächlich erzog uns unsere Mutter. Sie musste den Alltag mit uns bewältigen und sie schaffte diese Aufgabe durch ein ausgewogenes Maß an Güte und Strenge, vor allem aber mithilfe ihres ausgeprägten Gerechtigkeits sinns. Sie hatte dabei eine ganz einfache Strategie. Sie mischte sich in das Streitgeschehen von uns Kindern nur dann aktiv ein, wenn es kritisch wurde. So ließ sie uns unseren eigenen Freiraum, Konflikte miteinander mitunter auch ‚gewaltsam‘ auszutragen. Aber sie

wusste genau, wann sie eingreifen musste, und tat dies dann mit großer Entschiedenheit, manchmal auch mit angemessener strafender Gewalt, die wir Kinder meist akzeptieren konnten. Sie war die erste und wichtigste Mediatorin in meinem Leben, im besten Sinne des Wortes. Mein Vater hatte eine andere Rolle. Er war selten zu Hause. In unsere Konflikte konnte er daher nicht unmittelbar eingreifen, sondern erst, wenn er nachhause kam, und dabei beschränkte sich seine Rolle meist auf die des Richters und Vollstreckers. Dadurch entfernte ich mich innerlich immer mehr von ihm.

Gewalt bei anderen habe ich dann später bei meiner Mediationsarbeit in den unterschiedlichsten Situationen kennengelernt.

In einem Fall ging es um einen Konflikt in einer Kleinstadt, in dem drei Frauen demonstrativ nicht mehr in die Kirche gingen. Durch ihr Verhalten polarisierten sie stark und trennten die Kirchengemeinde in zwei Gruppen. Meine erste Aktion als zur Hilfe gerufener Mediator war naheliegend. Ich moderierte diesen Prozess vor etwa 40 Anwesenden sehr streng und achtete vor allem darauf, dass niemand einer anderen Person ins Wort fiel. Dann fragte ich nach den Ursachen für diese Entwicklung. Der tiefere Grund für diesen

Herzlichen an Karl A. Kumpfmüller und Dr. Elvira Hauska für die Bereitstellung dieses Textes.

Konflikt lag – wie sooft – in einer Reihe kleinerer und größerer Missverständnisse und überzogener Reaktionen. Die drei Frauen hatten längere Zeit im Altenheim dieser Kirche ehrenamtlich mitgearbeitet und mehrere Bewohnerinnen regelmäßig betreut. Sie stellten dafür ihre kostbare Freizeit zur Verfügung. Dafür erwarteten sie sich im Laufe der Zeit immer größere Mitgestaltungsmöglichkeiten. Die Heimleitung empfand dieses immer stärker werdende Engagement jedoch bald als ‚Einmischung in innere Angelegenheiten‘. Die Frauen wiederum waren der Meinung, dass sie ohnehin alles für das Heim täten. So kam es bald zu heftigen wechselseitigen Unterstellungen und Beschuldigungen und dies endete schließlich mit einem Hausverbot für die Frauen. Diese wiederum rächten sich, indem sie nun nicht mehr zum Sonntagsgottesdienst kamen. Durch den Mediationsprozess mit den Frauen, dem Heimleiter sowie Mitgliedern der Pfarrgemeinde und der Kirchenleitung konnten alle Beteiligten zunächst ihre jeweilige Sicht der Dinge ausführlich darlegen und die anderen mussten genau zuhören. Dadurch konnten viele kleinere Missverständnisse rasch aufgeklärt, danach auch schwerwiegendere Vorwürfe ausgeräumt und so in relativ kurzer Zeit eine weitgehende Aussöhnung erreicht werden. Der Heimleiter war froh, dass er nun weiterhin Unterstützung durch Externe hatte, die die Arbeit seines Personals erleichterten. Die Frauen wiederum konnten nunmehr ihre Ideen und Anregungen besser bei den zuständigen MitarbeiterInnen deponieren. Sie waren nun auch nicht mehr gleich beleidigt, wenn sich nicht alle ihre Wünsche erfüllen ließen. So begann ein offener Dialog, und es entstand ein

Gesprächsklima, das für alle Beteiligten angenehm war.

Ein zweites Beispiel zeigt das gewaltmindernde und friedensstiftende Potenzial der Mediation in seinem vollen Umfang. Ich war in den 90er Jahren als Leiter des Grazer Büros für Frieden und Entwicklung im Auftrag der Stadt Graz noch während des Krieges mehrmals in Bosnien. Der Zerfall Jugoslawiens war quasi besiegelt. Auch der Stadt Sarajevo stand die Teilung nach ethnischen Kriterien bevor. Meine Aufgabe war es, vermittelnde Gespräche zu führen, um diese wenigstens für diese seit Jahrhunderten multiethnische und multireligiöse Stadt zu verhindern. Meine größte Schwierigkeit bestand zunächst darin, alle ethnischen und religiösen Gruppen gemeinsam an einen Tisch zu bringen. Es bestand die Gefahr einer lebenslangen Ächtung jeder Person bei der eigenen Ethnie, wenn sie sich mit Personen einer anderen Gruppe in der Öffentlichkeit auch nur sehen ließ. Daher galt es, bereits im Vorfeld diese Hürde zu meistern. Nach zahlreichen Einzelgesprächen in Sarajevo gelang es mir, die Vertreter aller offiziellen ethnischen Kulturverbände davon zu überzeugen, getrennt nach Graz zu anzureisen und sich fern von der belasteten Heimat in einem von der Öffentlichkeit abgeschirmten Raum zu einem Gespräch über die Zukunft Sarajevos zu treffen. Dieser Vorschlag wurde schließlich von allen angenommen, und hier in Graz sahen sich dann viele nach vielen Monaten, wenn nicht Jahren zum ersten Male wieder. Meine Arbeit als Mediator bestand nun darin, den Verhandlungsparteien den nötigen Raum zu geben, über ihre eige-

nen Anliegen und Probleme, aber auch Schuldgefühle und Verletzungen zu reden – und ich begleitete diesen Prozess zunächst mehr in der Rolle des Moderators. Interessanterweise konnte sich niemand so wirklich erklären, wie es überhaupt zu diesem furchtbaren Konflikt mit Waffengewalt kommen konnte. Die ‚offiziellen‘ Feinde, die da an einem Tisch saßen, waren also vorerst ratlos. Die meisten waren vor dem Krieg miteinander gut bekannt oder sogar befreundet, manche waren sogar in dieselbe Schule gegangen. Vielleicht war es deshalb nicht ganz so überraschend, dass innerhalb weniger Tage wieder ein Klima des gegenseitigen Vertrauens entstehen, Versöhnung gelingen und schließlich eine Einigung auf wichtige Eckpunkte und Prinzipien eines zukünftigen Friedens erreicht werden konnte. Die Teilung der Stadt war plötzlich kein Thema mehr. Niemand wollte es sich länger vorstellen, entweder emigrieren oder als ‚Feind‘ in der gewohnten Umgebung weiterhin leben zu müssen. Alle Beteiligten einigten sich unisono auf das ‚Grazer Memorandum‘, einer Zusammenfassung der wichtigsten Punkte für einen spätere-

ren Friedensschluss. Wenige Tage später konnte ich dieses Memorandum der amerikanischen Botschafterin in Österreich überreichen, die es wiederum persönlich an Bill Clinton weiterleitete, der es als wichtige Verhandlungsgrundlage für den ein Monat später erfolgten Friedensvertrag von Dayton nutzen konnte.

Diese beiden Beispiele zeigen sehr eindrucksvoll, wie wichtig es ist, im entscheidenden Moment die richtigen Interventionen zu tätigen und völlig unparteiisch, aber möglichst entschieden, d. h. mit großer Autorität zu agieren. Das ist ja die eigentliche Aufgabe von MediatorInnen.

Wie wichtig ein entschiedenes Eingreifen und eine mediative Gesprächsführung sind, soll ein abschließendes, negatives Beispiel zeigen, nämlich die häufig verunglückten Diskussionen der politischen Parteien im Österreichischen Fernsehen. Während in Deutschland öffentliche Gespräche in der Regel so geführt werden, dass die RednerInnen ihre Gedanken fertig ausformulieren können und sich nur ausnahmsweise ins Wort fallen, überwiegt

hier das Gegenteil. Es wird ständig unterbrochen und durcheinander geredet. Die jeweiligen ModeratorInnen tolerieren dieses Verhalten und stehen ihm offensichtlich hilflos gegenüber – sie zeigen sich diesen Situationen nicht gewachsen und tragen so dazu bei, dass sich Politik generell als negativ darstellt und dadurch ein gefährlicher Prozess zunehmender Politikverdrossenheit immer mehr verstärkt.

Mediation als Mittel der Gewaltprävention muss vermehrt in unsere Gesellschaft integriert werden. So sind bereits Mütter und Väter, aber auch alle ErzieherInnen gefordert, ihre Rolle als ‚MediatorInnen‘ wahrzunehmen und gegebenenfalls entschieden zu intervenieren. Doch auch in allen anderen Lebensbereichen, wie beispielsweise in der Nachbarschaft, am Arbeitsplatz oder bei ehrenamtlichen Tätigkeiten, gilt es, mediative Grundregeln zu beachten. Konflikte sollen so unmittelbar wie möglich von den Beteiligten selbst bearbeitet werden. Gerade in schwierigen Situationen ist es wichtig, unterschiedliche Standpunkte wechselseitig zu erklären – in einer aufmerksamen

Gesprächskultur und unter einer strikten und kompetenten Gesprächsführung. Die zunehmende Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse erfordert immer mehr unterschiedliche Aushandlungsprozesse zwischen den einzelnen Menschen, aber auch zwischen den regulierenden Institutionen und den betroffenen Personen. Können wir notwendige Vereinbarungen nicht treffen oder fühlen wir uns hilflos den bestehenden unerwünschten Regelungen gegenüber, so steigt unsere innere Gewaltbereitschaft. Wir sehen oft keinen anderen Ausweg oder haben das Gefühl, ohnehin nichts mehr verlieren zu können.

Heute – 100 Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges – gibt es zwar in (West-)Europa deutlich weniger Gewalt, aber sie ist sehr wohl in vielen Teilen der Welt noch immer erschreckend präsent und unmittelbar erfahrbar. Mediation bietet daher wichtige und wirksame Antworten auf die Fragen, wie das Leben friedlicher verlaufen kann – in einer Welt, die immer komplexer und vielschichtiger wird. ■